



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Universitäten im Mittelalter.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Diese preußenfeindliche und österreichfreundliche Strömung wurde nach Kräften gefördert, verstärkt und vertieft durch die ultramontan gesinnte katholische Geistlichkeit, und darüber wird man sich gar nicht sehr verwundern, wenn man sich in ihre Anschauungen hinein zu denken vermag und sich auf ihren Standpunkt stellt. Viel wunderbarer, ja fast unbegreiflich ist es, daß auch die orthodoxe evangelische Geistlichkeit, namentlich gerade die, die es stets liebte, mit ihrem reinen, unverfälschten Luthertume zu prahlen, besonders in Sachsen, Hannover, Mecklenburg, Meiningen u. s. w., eine so entschiedne und völlig blinde Parteinahme für den Kaiserstaat an der Donau hegte und zeigte. Diese Erscheinung, die bis auf den heutigen Tag noch hie und da fortbauert, und für die es keinerlei Rechtfertigung giebt, man mag sich nun auf den theologischen Standpunkt stellen oder auf den politischen, insofern er echt evangelisch und gut deutsch ist, läßt sich nur durch den allereinstigsten, kurzichtigsten und verranntesten Partikularismus erklären.

Alle diese bezeichneten Kreise wirkten zusammen, um unter der großen Masse der Deutschen, die Gebildeten nicht ausgeschlossen, und zwar nicht bloß in den Kleinstaaten, sondern zum Teile selbst in Preußen, über Österreich Vorstellungen zu verbreiten, die nichts weniger als der Wirklichkeit entsprechend waren. Da diese irrigen und verkehrten Vorstellungen noch jetzt in manchen Köpfen spuken, so ist es auch heute noch, obwohl sich alle Verhältnisse so sehr geändert haben, vielleicht nicht zwecklos, einige Worte darüber zu sagen.

(Fortsetzung folgt.)



Die Universitäten im Mittelalter.



Unsre Universitätsgeschichte ist fast ohne Ausnahme — und mit Recht — Spezial- und Lokalgeschichte. Die örtlichen Schicksale sind in ihr die Hauptsache, die Charakteristik der Zustände und die Motivierung der allgemeineren Grundlage derselben tritt dagegen zurück. Und wir dürfen nicht sagen, daß die Verfasser der Spezialgeschichten diese als bekannt voraussetzten und mit Zug und Recht voraussetzen durften; vielmehr müssen wir bekennen, daß ein umfassendes und völlig adäquates Bild der mittelalterlichen Universitätsverhältnisse von der Forschung noch nicht wieder hervorgerufen ist.“ Diese Worte, mit denen Barnde vor Jahrzehnten seine Beiträge zu einer Universitätsgeschichte im

Mittelalter einleitete, galten bis auf den heutigen Tag. Die einzelnen Universitäten fuhren fort mit fleißiger und übergenuer Zusammenstellung ihrer Jahrbücher und Aktenstücke, aber eine Geschichte der Universität blieb trotz oder vielleicht wegen der vielen Geschichten der Universitäten ungeschrieben. Die großen Universitätsjubiläen der letzten Jahre scheinen nun das Augenmerk ganz besonders auf diesen Punkt gelenkt zu haben. 1885 erschien der erste Teil der gelehrten Arbeit Denifles über die Universitäten des Mittelalters bis 1400; in diesem Jahre, dem Jahre der ehrwürdigsten Jubelfeier einer Universität, der Universität Bologna, und ihr zugeeignet, führt sich der erste Band eines Werkes ein, das auf Anregung und mit Beihilfe des preussischen Kultusministeriums unternommen, auf breiter Grundlage eine „Geschichte der deutschen Universitäten“ zu geben verspricht.*) Der Verfasser, Georg Kaufmann, Professor in Straßburg, scheint berufen, diese Lücke in der geschichtlichen Litteratur auszufüllen. An umfassenderen historischen Vorwürfen bereits bewährt, besitzt er die nicht allzuhäufigen Vorbedingungen für die vorliegende Aufgabe: Weite des Überblickes und eine dem Begriff der universitas entsprechende, verhältnismäßige Allseitigkeit des Interessentkreises. Auch die für kulturgeschichtliche Darstellungen ganz besonders nötige Gabe anziehenden Vortrages, geschickter Anordnung, verbunden mit der Fähigkeit, die Massen des Stoffes nach entscheidenden Grundsätzen zu bewältigen, zeichnen ihn in nicht gewöhnlichen Grade aus.

Wie schon die Widmung andeuten kann, befinden wir uns in diesem Einleitungsbande noch nicht bei unserm Thema, noch nicht auf deutschem Boden. Die mittelalterliche Universität ist zwar in ihrem gesellschaftlichen Zusammenhange eine wesentlich germanische Schöpfung. Aber ihre bis in die ersten Zeiten unsers Jahrtausends zurückreichenden Anfänge fallen außerhalb Deutschlands. Die Namen zweier deutschen Kaiser, Karls des Großen und Friedrich Barbarossas, bilden die Marksteine für die Entstehungsgeschichte der Universitäten, die man früher gern in unvordenkliche Zeiten zurücklegte. Dadurch treten sie in eine eigenartige Beziehung zu den staatlichen Anfängen des Volkes, dessen Geistesleben später am innigsten mit ihnen verwachsen sollte. Karls Verdienste um das gesamte verfallene Schulwesen seiner Zeit sind allbekannt. In seinen energischen Bemühungen um die wissenschaftliche Ausbildung der Geistlichkeit liegen die treibenden Keime, aus denen unmittelbar die Universitäten hervorstiegen. Diese Bemühungen setzten unter seinen Nachfolgern nicht aus. Allgemeine Verordnungen der Kaiser, Gründungen von Schulen, die von ihnen ausgehen, beweisen das Interesse des Staates an gelehrter Bildung, welches damals, als im wesentlichen der Geistlichkeit zu gute kommend, sich noch durchaus in Harmonie mit

*) Geschichte der deutschen Universitäten von Georg Kaufmann. Erster Band: Vorgeschichte. Stuttgart, Cotta 1888.

den kirchlichen Obergewalten befand. Schon früh hebt sich der bedeutendere Kopf, das Lehrtalent, im allgemeinen der berühmte Name in weitem Umkreise heraus. Ein gefeierter Lehrer eines Klosters wirbt in allen Landen für dessen Schule. Dem Andränge zu genügen, wird die Einrichtung einer äußern Klosterschule für Fremde, neben der innern für die künftigen Mönche und Kanoniker, nötig. Sehr bald emanzipiren sich solche Lehrkräfte. Sie werden gesucht, sie versammeln außerhalb des Rahmens der festen Kloster- oder Kirchenschule Schüler für ihre freien Vorträge, sie gründen schließlich auf ihren Namen ganze Schulen. Das Geschäft ist ein ausschlaggebender Faktor für die äußere Organisation auch der wissenschaftlichen Studien. „Die Universitäten sind aus keiner Art der mittelalterlichen Schulen direkt hervorgegangen, sondern aus dem teilweise allerdings in Anlehnung an Kirchen- und Klosterschulen entwickelten Treiben eines Standes von Gelehrten, die aus dem Lehren und Lernen einen Lebensberuf machten.“ Ihre Schulen waren oft reine Privatunternehmungen in beliebigen, oft abgelegenen Orten auf dem Lande. Allein die durch Pfünden gesicherten Kirchen- und Klosterschulen boten doch einen natürlichen Anhalt. Ein hier angestellter berühmter Magister oder scholasticus fand die Grundlage vor und hatte nur Schwung in das gesamte wissenschaftliche Treiben zu bringen. Junge Dozenten wurden ausgebildet und versuchten sich in und neben der Schule, wie es in den alten Rechtsschulen Italiens üblich war. Der Titel Magister war kein Diplom, er galt lediglich der Beschäftigung. In Italien war diese Art der Lehrthätigkeit seit der Blüte der Grammatiker- und Rhetorenschulen des Altertums nie abgerissen. Nun verbreitete sie sich (im elften und zwölften Jahrhundert) über den gesamten höher entwickelten Kontinent, und gewisse Mittelpunkte, auch für die Richtung der Studien, machten sich bald geltend. „Siehe, da lernen die Kleriker in Paris die freien Künste, in Orleans die Autoren, in Bologna den Kodex, in Salerno Medizin, in Toledo die Dämonen (Astrologie?) und nirgends gute Sitten,“ so klagt der französische Abt Helinand. Aus der großen Zahl der wissenschaftlichen Zentralstätten aber — wir nennen nur St. Gallen und Reims — die es zu großem Ruf und einer durch Geschlechter dauernden Blüte brachten — ragen früh jene beiden hervor, die das akademische Leben des Mittelalters zu dem unsrigen in Beziehung setzen: Bologna und Paris. Sie zeigen die ersten Ansätze zu fester Organisation, sie erhalten die ersten Privilegien und werden dadurch Muster und Anlehnungspunkte für das gesamte Universitätsleben, wie es sich nunmehr entwickelt.

An den Namen des zweiten der genannten deutschen Kaiser knüpft sich wiederum dieser Anfang. Auf dem berühmten Reichstage auf den Roncalischen Felbern 1158, der so bedeutungsvoll für den jungen deutschen Reichsgedanken ist, erließ sein verkörpertes Symbol, Kaiser Friedrich der Rotbart, das Gesetz über die Authentica, nach dem Anfangsworte Habita genannt, die erste Universitätsakte. Sie nimmt alle diejenigen, welche *causa studiorum peregrinantur*,

d. h. alle, welche „Studirens halber“ an fremdem Orte leben, wo sie nicht heimatsberechtigt (ohne Bürgerrechte) sind, in des Kaisers besondern Schutz. Namentlich bezieht sich dies auf Haftbarmachung der Scholaren, d. i. Studenten oder Professoren, für Schulden oder Vergehen ihrer Landsleute. Bologna, die alte Rechtsschule, rühmte sich, dem Kaiser, als er 1155 vor ihrer Stadt lagerte, die Anregung zu diesem bedeutungsvollen Schritte gegeben zu haben. In der That lassen sich dessen Wirkungen, obwohl auf alle Schulen gehend, zunächst und am bedeutendsten in Bologna spüren. Das kaiserliche Privileg gab dort zugleich den Antrieb zur Bildung von Genossenschaften, um seinen Genuß zu sichern und seiner Anerkennung bei den städtischen Behörden gegebenen Falls den nötigen Nachdruck zu verschaffen. So tritt der *universitas civium*, wie sich die mittelalterliche Stadtgemeinde bezeichnet, nunmehr geschlossen eine *universitas scholarium* gegenüber. Man sieht, daß der Name Universität in seiner jetzigen Bedeutung als Gesamtheit der Wissenschaften mit seinen Anfängen wenig zu thun hat. Wie wichtig er aber damals erschien, lehren die unaufhörlichen Reibungen und Kämpfe, mit denen die neuen Körperschaften ins Leben traten. Kurz nach diesen Anfängen Bolognas, im Beginn des dreizehnten Jahrhunderts, organisiert sich Paris, d. h. es bietet eine nicht abreißende Reihe von Skandalen zwischen Studentenschaft und Bürgerschaft, in die der Hof verwickelt wird. Die Drohungen der Studentenschaft gegen die Stadt, die in einer förmlichen Auswanderung gipfeln, lehren, wie die junge Macht sich zu fühlen beginnt. Und auf diesem akademisch-republikanischen Wege entstehen wirklich bereits neue Universitäten, Padua von Bologna aus, wie später in Deutschland Leipzig von Prag. Die Auswanderung der Pariser auf Anlaß einer Vorstadt schlägerei in der Fastnacht 1229 (bei der den Studenten auf königlichen Befehl von der Polizeigewalt übel mitgespielt worden war) wird eine weltbewegende, internationale Angelegenheit. König Heinrich III. von England ladet die Auswanderer förmlich ein und stellt ihnen alle Städte seines Gebietes mit der denkbarsten Freiheit zur Verfügung. Der Papst Gregor IX. muß sich ins Mittel legen. Seine Bulle *Parens scientiarum* 1231 ist für Paris von ähnlicher Wichtigkeit, wie die *Authentica Habita* für Bologna. Sie regelt die Verhältnisse der Universität zum Kanzler des Bischofs, dem geistlichen Vorstande jener Universitäten in Frankreich und England, die man im Gegensatz gegen die Stadtuniversitäten Italiens darnach Kanzleruniversitäten nennen kann. Sie ist für die akademische Gerichtsbarkeit im allgemeinen ebenso bedeutungsvoll, wie Kaiser Friedrichs Erlaß für die akademische Freiheit.

Paris und Bologna zeigen die Grundtypen, aus denen das akademische Leben erwachsen ist. In Bologna die republikanische Scholarenverfassung, in Paris das Magisterregiment, dort der Rektor ein vornehmer Student, der als oberster Ausschuß die Leitung der Studentenschaft übernimmt, sie zu vertreten hat, hier ein Magister, der ihre Geschäfte beamtenmäßig besorgt. Die Aus-

bildung des Rektorats im heutigen Sinne sowie der „Fakultäten“, des Lehrerkollegiums übernimmt die französische Universität, die Gestaltung der Studentenschaft, ihre Einteilung und Stufenfolge in akademischen Graden geht auf italienische Muster zurück. Es ist merkwürdig, daß auch in Paris die Rektorstelle von unten heraufwächst. In den dreißiger Jahren des dreizehnten Jahrhunderts erscheint sie zum erstenmale verknüpft mit dem Vorstande der Artistenfakultät. Die Artistenfakultät, die der freien Wissenschaften (*artes*), die heutige „philosophische“, galt als Voraussetzung der andern, der Geschäftswissenschaften, eine Einteilung, aus der sich die wunderliche Vorstellung der philosophischen Fakultät als „unterer“ im Gegensatz zu den drei „oberen“ festsetzte. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts hat Kant in seinem „Streit der Fakultäten“ mit launigem Tiefsinn darauf Bezug genommen. Nichts destoweniger gab die untere Fakultät der Universität ihren Rektor. An Zahl sowohl der Magister als der Studenten die bedeutendste, lag ihr die Vertretung der Universitätsinteressen am meisten ob. Sie setzte sich also in eins mit der ganzen Körperschaft, und ihr Vorstand war eben der Rektor, während die andern Fakultäten, trotz ihrer wenigen Magister, besondere Vorstände, die Dekane, hatten. Die Wichtigkeit des Rektorates, das lange Zeit dem der Dekane der obern Fakultäten an Rang nachstand, trat aber immer mehr hervor, je mehr sich die Universitäts-einrichtung zusammenschloß, je mehr sie sich gegen die geistlichen Eingriffe, gegen das alte Aufsichtsamt des bischöflichen Kanzlers zu wehren hatte. Das gemeinsame Oberhaupt, das sich im Rektorat ausgebildet hatte, trug mit der Behauptung der Unabhängigkeit von selbst den Sieg in dem Rangstreite innerhalb der Universität davon. „Außer dem Rektor haben wir kein andres Haupt als den Papst,“ heißt es bereits 1283. Was die Verhältnisse der Studentenschaft betrifft, so grupperte sie sich im Gegensatz zu den Magistern, nicht nach Fakultäten, sondern nach Nationen; der persönliche, nicht der wissenschaftliche Charakter war das Ausschlaggebende. Der alte italienische Gegensatz zwischen „Citramontanen und Ultramontanen“ lag hier zu Grunde, und an allen Universitäten, nach den örtlichen Verhältnissen verändert, hat er sich, wie man sich erinnert, bis in die neuere Zeit erhalten. Nach der Entdeckung Amerikas eröffnete das kosmopolitische Bologna feierlich eine neue „Nation“ für das nunmehr akademisch nicht mehr abgeschlossene „Indien.“ Die Fakultäten hatten auf die landsmannschaftliche Gliederung der Studentenkorporation keinen Einfluß. Als es ums Jahr 1300 in Bologna zu einem Bruche der übrigen Fakultäten mit der überherrschenden Juristenfakultät kam, der zu einer Absonderung der Mediziner, Artisten und Theologen von den Kanonisten und Begisten als besondere universitas mit besonderm Rektor führte, da teilten sich beide Parteien wiederum jede für sich in Nationen. Das Prinzip der Fakultäten lag der Trennung hierbei nicht zu Grunde. Wohl aber hatte es natürlich Bedeutung für den Lehrgang und die Prüfungen. Hier hatte jede Fakultät ihre besondern

Vorschriften. Die Abstufungen der Prüfungen und der davon abhängenden akademischen Grade kamen zwar an den verschiedenen Universitäten zu verschiedenartigem Ausdruck, beruhten aber doch wohl auf dem gleichen Prinzip der Zweiteilung. Das *Baccalareat* (nicht *Baccalaureat*; das Wort hat mit *laurus*, Lorbeer, kaum etwas zu thun) ging dem Doktor vorher, es entspricht dem heute üblichen Kandidaten. In den Universitäten des Bologneser Typus bezeichnete es auch im wesentlichen dasselbe, während es auf den Kanzleruniversitäten des Pariser Modells mit einer scharfen Prüfung (gegen Weihnachten) verbunden war. Bologna kannte nur das Doktorexamen, und zwar mit privatem und öffentlichem Aktus, wie es noch heute üblich ist. Der akademische Entwicklungsgang war hier weniger langwierig, wohl auch freier. Der Doktor war hier die übliche Bezeichnung bei den Juristen, der Magister bei den Artisten. Auch das hat noch Anwendung auf neuere Zeiten. Fausts „Magister und Doktor gar“ mag sich, wie wir annehmen, wohl auf seine Zugehörigkeit auch zur oberen Fakultät beziehen, oder es mag wenigstens ein ähnliches Gefühl in der Wertschätzung der beiden Titel bei Goethe zu Grunde gelegen haben. Die Prüfungen waren streng, namentlich die des *Baccalareus* in Frankreich und England, der hier in der Novellenliteratur so charakteristisch ist. Sie berechtigten ursprünglich nicht zu Staatsämtern, aber nicht wenige Graduirte, die dann die öffentliche Prüfung als lästig empfanden, wandten sich ihnen zu. Namentlich in Italien griff bald die Erwerbung des Titels um des Titels willen um sich. Da es hier mit großem Aufwand verknüpft war, so erklärt es sich, daß auch die Prüfungspraxis sich sehr bald darnach einrichtete. Bei dem spektakelfüchtigen Volke ward die Promotion rein zur prunkvollen Szene. Schon Petrarca kann den Doktorhut, der einen Thoren im Nu zum Weisen verwandelt, verspotten.

Mit diesen grundlegenden Organisationen war die Ausgestaltung der Universität (Mitte des dreizehnten Jahrhunderts) im wesentlichen abgeschlossen, mindestens nach Geist und Form entschieden. Den an den Brennpunkten der mittelalterlichen Wissenschaft (der theologischen in Paris, der juristischen in Bologna) bewährten Mustern beugten sich alle Universitäten, mochten sie sich organisch gebildet haben, wie die alten englischen Schulstätten Oxford und Cambridge (bis auf die Beibehaltung des Kanzleramtes), oder von staatlicher Seite aus mit bewußtem Zweck (aus territorialen Rücksichten) gegründet worden sein, wie bereits Neapel (von Kaiser Friedrich II.), in Spanien Lerida (von Jakob von Arragonien) und die berühmten castilischen Universitäten. Die später gegründeten deutschen Universitäten hielten sich besonders an das Pariser Muster.

Es ist damit nicht gesagt, daß bei dieser Bildung der Universitäten rivalisierende Einflüsse ausgeschlossen gewesen seien. Bereits mehr als drei Jahrhunderte vor dem gewaltigen Vorstoß der Jesuiten gegen die Universitäten in der Zeit der Gegenreformation hatte ihre Bildungsstätte Paris einen ähnlichen,

durch seine möglicherweise ausschlaggebende Bedeutung viel gefährlicheren Kampf zu bestehen. Die große, in ihren Anfängen sehr segensreiche Macht der Bettelorden (der Dominikaner und Franziskaner) im wissenschaftlichen Leben des Mittelalters ist allgemein bekannt. Ebenso aber auch die haßerfüllte Opposition, die starre Negation, die sie schließlich dem Fortgange der Wissenschaften entgegensetzten. Aus der löblichen Erkenntnis der Verrottung des durch die gregorianischen Siege grenzenlos übermütigen Klerus hervorgegangen, hatten diese Orden von Anfang an ihre besondere Pflege der von ihm vernachlässigten Wissenschaft zugewandt. Die Universität Paris ermunterte sie in diesem Bestreben und schenkt ihnen ihr erstes Ordenshaus, das in der Weltgeschichte noch später so traurig berühmte Kloster St. Jakob, das ihnen ihren Namen gab. Aber die mittelalterlichen Jakobiten oder Jakobiner waren nicht minder gefährliche Freunde der akademischen Freiheit, als die neuzeitlichen Freunde der politischen. Aus den freundlich geförderten Mitarbeitern wurden sehr bald gefährliche und erdrückende Konkurrenten. Wenn es auch hier mit Hilfe der sich bald den Machtgelüsten der Orden entgegenwerfenden Strömung gelang, ihrer Herr zu bleiben und das Aufgehen der Universität in Ordensanstalten zu verhüten, ein wichtiger Faktor im Universitätsleben blieben sie doch. Man muß die Vorteile berücksichtigen, welche die Orden im Universitätsleben doch unzweifelhaft auch boten. Der freie Student und Magister stand für sich allein, den Stürmen des Lebens preisgegeben, bei wissenschaftlichen Angriffen auf sich selbst angewiesen. Der kongregirte Ordensmann fand sich schon als Schüler in einer gesicherten Stellung, in einer Umgebung, die allerdings für ihn dachte, die sich aber auch für ihn interessirte, ihn vor Not und Sorgen und als Lehrer vor Mißerfolgen möglichst sicherte, auf deren Deckung er, wissenschaftlich angegriffen, rechnen konnte, und was der Vorteile mehr sind, die sich jede Zeit aus ihrem eignen wissenschaftlichen Leben wird abziehen können. „Alles das macht keinen großen Gelehrten, aber es hilft dem, der sonst dazu beanlagt ist, über die größten Schwierigkeiten hinweg, es befreit die Seele von demjenigen Druck, dem nicht selten gerade die tiefer angelegten Naturen erliegen, weil sie neben dem treibenden Gefühlen ihrer Gaben und ihrer Kraft auch die Unruhe empfinden, welche die unlösbaren Rätsel erwecken, an die die Forschung hinführt.“ Diese Vorteile, welche die Magister und Scholaren der Ordenshäuser vor den übrigen hatten, traten zu deutlich hervor, als daß man sich dem hätte verschließen können, und um ihnen entgegen zu wirken, griff man nach dem besten Mittel, das sich bot, indem man ähnliche Einrichtungen ohne Ordenscharakter für die freien Scholaren traf. Es sind die Kollegien, von denen manche so bedeutungsvoll werden sollten. Die erste und zugleich berühmteste Stiftung dieser Art ging von einem Privatmanne, dem Kanonikus Robert von Sorbon, aus; es war die durch ihre Einrichtung, ihre Bibliothek, den Eifer und die Erfolge ihrer

Mitglieder zu wissenschaftlichem Weltruf gelangende Pariser Sorbonne (1257) gegründet in der Zeit des heftigsten Kampfes zwischen der Universität und den Bettelmönchen.

Man muß aber nicht glauben, daß durch diese Unterschiede und Sonderungen auch entschieden trennende Gegensätze im Äußern des Universitätsbaues hervorgerufen worden wären. Das akademische Leben des Mittelalters war im Gegenteil durchaus einheitlich. Vom Garigliano bis nach Schottland galt derselbe Schülergruß, erschollen dieselben Gesänge, deren ehrwürdigste schon ebenso vernehmlich durchs zwölfte Jahrhundert hallen, wie durchs neunzehnte. Ja es ist sicher keine bedeutungslose Erscheinung und keine geringe Ehre für diesen köstlichen Sang, der schon den jungen Gymnastiken so kräftig zu den Vätern des Wissens lockt und dem greisen Gelehrten noch einzig das Herz mit Jugendlust zu erfüllen vermag, lange bevor es Universitäten gab, d. h. „lange ehe es zur Ausbildung der Formen und Einrichtungen der Universitäten kam,“ gab es schon Studentenslieder. Das zwölfte Jahrhundert ist die Blütezeit jenes wandernden Schülertums, dessen Konsolidirung die Organisation der Universitäten förmlich herausforderte. Das waren die Wanderjahre, um ein einschlägiges Bild zu gebrauchen, die goldene Muluszeit der akademischen Freiheit. Und diese Werbelust, dieser knospende Drang, der eine so edle, reiche Frucht im Schoße trägt, das ist es ja, was diese Lieder so unnachahmlich, so anziehend, so herzerquickend macht. Und ob sie gleich durch alle Lande wandern, den Sänger bald übermütig in die Siebenhügelstadt, in den Palast des heiligen Vaters, bald minnetrunken in die Arme der schönen Königin von Frankreich versetzen, ihre Heimat ist vorzugsweise Deutschland, ist der Rhein. Da lassen sie, wie später Sena, das ehrwürdige Trier leben und mischen die ersten zarten Töne des deutschen Minnefangs mit ihren unübersetzbaren lateinischen Reimen. Auch das ist ein Merkmal, wo eigentlich die geistige Wiege der Universitäten steht, wenn auch der Wandertrieb der deutschen Jugend ihre sichtbare Wiege ins Ausland verlegte. Deutsche sind es, die nach den Berichten bei einem Skandal voran sind, aber sie sind zugleich berufen wegen ihres wissenschaftlichen (historischen) Sinnes. Man darf sich das mittelalterliche Studentenleben nicht als seine wüfste Periode vorstellen. Dies ist sicherlich das siebzehnte Jahrhundert, von dessen akademischen Leben Tholuk eine ebenso anschauliche als anwidernde Schilderung entworfen hat. Namentlich hatte sich der den ganzen Stand schändende „Bennalismus,“ die unwürdige Sklaverei der Neulinge unter den Senioren, damals noch nicht entwickelt. Was die mittelalterlichen Scholaren gerade besonders auszeichnet, ist ihre akademische Gleichheit. Alte, bemooftete Häupter mit Familie stellte da der gleiche Lerntrieb neben junge Burschen von fünfzehn Jahren, unbefangen — oft allzusehr, wie die Skandalberichte melden — stand der Professor (Magister) mitten unter seinen Schülern, deren keiner sich scheuen durfte zu opponiren und selbst das Katheder zu besteigen, vor dem

er lernend saß. Kein Abschließen, kein der Jugend und der Wissenschaft fremdes Zünftler- und Rastenwesen läßt sich spüren. Selbst aus den Convikten der Dominikaner schollen leider oft aus ganz besonders feuchten Kehlen die allgemeinen Trinklieder. Gerauft wurde viel, aber nach allen Universtitätsberichten fast ausschließlich mit dem feindlichen, gewinnfüchtigen Bürger (der Ausdruck „Philister“ ist nach Wort und Sinn später), dem eiferfüchtigen Bauern, nicht mit den Genossen. Bei aller Lächerlichkeit machte sich „der Segen einer auf geistiger Arbeit beruhenden Gemeinschaft immer wieder geltend.“ Während ist der Verneiner, die Hingebung an die allgemeine Wissenschaft, die keine Pfünden zu vergeben hat, „keine Schätze wie Galenus, keine Ehren wie Justinian.“ Verhöhnend wirkt die überlegene Selbstironie des ausgezogenen armen Teufels, der „den Rock vertrunken und das Hemd verspielt“ hat, der sich elend und verstoßen in einem großen Orden fühlt, welcher alle aufnimmt, auch die ärmsten, die verachtetsten. Das alles macht das mittelalterliche Studentenleben einheitlicher, namentlich das Schüler und Lehrer gleichermaßen umspannende Scholarentum macht es charakteristischer als das unsre.

Fragt man nun nach der geistigen Macht, die im Stande war, dies neue und eigentümliche gesellschaftliche Gebilde zu erwecken, die den großen allgemeinen Studentenorden zusammenhielt, so wird man wieder einmal auf einen jener Widersprüche geführt, an denen das geistige Leben so reich ist und die sich nur ungenügend auf materielle Grundlagen zurückführen lassen. Die Scholastik (wie diese geistige Macht in engster Beziehung zu dem Schülerwesen des Mittelalters heißt) ist in der gesellschaftlichen Umgebung ihrer Zeit ein Rätsel. Viel besser würde die Mystik zu ihr passen, und dennoch ist jene in ihr das Ursprüngliche und diese erst der Gegenschlag. Man wird es daher dem Verfasser Dank wissen, daß er seinem Werke über die Scholaren des Mittelalters eine orientierende Einleitung über die Scholastik als besonders Kapitel voranstellt. Die Scholastik ist sehr lange Zeit, seit ihrer Überwindung durch Humanismus und Naturforschung, der Popanz des geistigen Lebens und in der Folge das besondre Stiefkind der Geistesgeschichte gewesen. Das ist nach und nach anders geworden. Erst gemahnte eine weit berühmte und einflußreiche Philosophie, die Hegelsche, in unserm Jahrhundert wunderbar wieder an ihre Tendenzen. Dann folgte, erst widerwillig, aber mit pflichtmäßiger Gründlichkeit die Geschichtswissenschaft. Als ein Beleg für beides wird der künftigen Zeit noch lange die schwergelehrte „Geschichte der Logik im Abendlande“ des soeben allzufrüh verstorbenen Brantl vor Augen stehen. Man ist nun gerechter auch gegen diese verschrieene Periode des Menschengestes geworden, und bequem absprechende Urteile, wie die aus Schopenhauer und Düring geholten, sollten heute nicht mehr möglich sein. Kaufmann zeigt in geschmackvoller Zusammenstellung ihre hauptsächlichsten Lebenskräfte, er zeigt, daß die Scholastik nicht tot, sondern oft nur allzusehr mit dem Leben, dem politischen (im Kampf zwischen Kaiser

und Papst) und dem kirchlichen (in der Dogmenentwicklung) verquickt war, er zeigt die ewige Gleichheit der gesellschaftlichen Grundkräfte im Geistesleben auch dieser Zeit, und weist auf ihre Beziehung zu den modernen sozialen und rechtlichen Fragen hin. Sehr schön hebt er ihr Grundprinzip heraus, jene naive Freude geistig frischer Nationen, ihre Kraft an der Bewältigung des für sie unermesslichen Einzelnen zu bewähren; wie sie da in dem vom philosophischen Altertum übernommenen logischen Begriff ein Zaubermittel gefunden zu haben wähnten, gleichsam ein Amulet gegen die anstürmende Fülle der Anschauung. Denn das Mittelalter geht sonst auf in rein sinnlicher Auffassung der Dinge, ganz in der gleichen Weise, wenn auch nicht in demselben Grade wie jene Jägerstämme in der „neuen Welt“, die den Vogel nicht kennen, aber den Adler und den Geier, nicht einmal die Eiche, sondern diese und jene Eiche auf ihrem Pfade. Man versteht von diesem Gesichtspunkte die heißen Kämpfe dieser Zeit um die *universalia*, daß Jahrhunderte nötig waren, um hinter den eigentlichen Sinn der Begriffe zu kommen, daß nicht etwa das „Tier an sich“ als „Realität“ irgendwo in der Welt herumlaufe.

Der Erörterung bedürfen ferner in diesem Kapitel die örtlichen Bedingungen der geistigen Mittelpunktbildung. Paris, die *mater studiorum*, steht hier für alle, die frühe Großstadt, bei der wie heute die Reize des Lebens nicht der kleinste Grund für die Anziehung auch der Wissenschaft gewesen sein mögen. Und jene feine französische Kunst der Inszenierung, ist sie nicht auch hier in Anschlag zu bringen? Das ausgezeichnete *Qui Parisiis scholas rexit* (Vorsteher einer Schule in Paris) des mittelalterlichen Scholasten, der *Magister Collegii Sorbonici* sind sie nicht die Vorläufer des spätern *Membre de l'Institut*, des *de l'académie française* u. s. w.? Haben nicht alle Völker die Formen und Unformen ihres *gloire* auf allen Gebieten aus Paris bezogen? Aber sehr zu berücksichtigen ist doch neben diesen Neußerlichkeiten des französischen Einflusses der wissenschaftliche Eifer im ganzen Frankreich zur Zeit der Gerbert und Abälard, der damals unter den Nationalitäten den Franzosen das Studium zuerteilte und den Italienern das Papsttum, den Deutschen das Kaisertum überließ;*) ebenso der doch nicht bloß im schlimmen Sinne, in der Gallischen Neuerungsucht, offene Blick für das Neue, der, wie noch in den neuern Zeiten, alles nach Paris wies, was sich Bahn zu brechen hatte in Wissenschaft und Kunst. Das übermütige Wort „Paris ist die Welt“ darf zum mindesten auf eine lange Geschichte hinweisen, in der es geglaubt wurde.

Aber was machte auf der andern Seite gerade Bologna zum Mittelpunkt

*) Dies war auch nicht ohne Einfluß darauf, daß die Gelehrten in dem Streite zwischen Kaiser und Papst überwiegend für den Papst Partei nahmen. Denn Frankreich war eine Hauptstütze der Päpste, und die Eindrücke der Studienzeit pflegen zu haften. Es fehlte allerdings nicht an Ausnahmen.

des gelehrten Italiens?*) Was schob die Gründung der deutschen Universitäten so lange hinaus? Das bleibt eine offene Frage, wie doch so manches in der Universitätsgeschichte des Mittelalters.

Der Verfasser hat bereits mit diesem Bande seines Werkes einen glücklichen Griff gethan. Er hat mit dieser „Urgeschichte der deutschen Universitäten“ zugleich ein abgeschlossenes Bild der Entstehung der Universitäten im allgemeinen gegeben und damit die reichen Forschungen der letzten Zeit, durch die eignen vervollständigt und berichtet, mit seinem Stempel gemünzt und in Umlauf gesetzt. Ohne Polemik geht es dabei freilich nicht ab, und wie er sie reichlich (an seinem gleichzeitigen Partner Denifle) geübt hat, so wird sie sich auch sein Werk gefallen zu lassen haben. Doch kann dies seinen Wert nicht beeinträchtigen und seinem energischen Fortgange höchstens zu gute kommen. Daß das besondere Thema: Die deutschen Universitäten in ihrer fortlaufenden Entwicklung nicht schon in diesem Bande in einem Schlußkapitel hinfend einsetzt, war nicht nur durch den Gesamtcharakter des Werkes, sondern schon aus einfachen architektonischen Rücksichten geboten; es kann jetzt auf der Grundlage dieses ersten Bandes nun in der Fortsetzung um so rascher von der Stelle rücken. Der Verfasser wird somit bald an eine gleichfalls höchst umfassende, durch reiche Bearbeitung und bedeutenden Inhalt schwer zu bewältigende und wirklich noch nicht bewältigte Aufgabe kommen: Die Universitätsgeschichte der Reformationszeit. Ob es ihm wirklich möglich sein wird, den dritten Band bereits mit Halle und Göttingen, d. h. mit der jüngsten Universitätsperiode zu beginnen? Erstrebenswert für die Wirkung des Ganzen wäre es, und wir wünschen ihm zu der gewaltigen Arbeit des Zusammenfassens in diesem zweiten Bande Glück und Gelingen. Als Anhang soll schließlich „eine kritische Überschau über die seit Kant und Schleiermacher sich immer erneuernden Reformvorschläge beigegeben werden,“ die als Ertrag der vorausgehenden Geschichte zugleich eine praktische Mahnung zur steten Fortführung in dem idealen Sinne ihres Ursprunges darstellen möge.

*) Aus der überfließenden Festlitteratur über Bologna und seine Anfänge erwähnen wir die inhaltreiche Schrift Zittings Die Anfänge der Rechtsschule zu Bologna. Berlin und Leipzig, F. Guttentag. 1888. Ferner als ansprechende Übersicht den populären Vortrag von Rudolf Bernhard: Die Universität Bologna im Mittelalter. Leipzig, Veit und Comp. 1888.

